

Die Falle

Von abgemeldet

Le piège

Vor zwanzig Jahren kam der Tod in die Stadt.

An einem verwelkenden Sommertag strich er an den prächtigen Lilien unseres Gartens vorbei, die so schwer an ihren Köpfen zu tragen hatten, dass er den Eindruck gewinnen mochte, sie hätten sich vor ihm zu verbeugen gesucht. Er zog stumm ein in den verfallenen Pavillon schräg gegenüber des Westflügels, in dem ich damals zu nächtigen pflegte, und durch die des Glases beraubten Fenster war es in klaren Nächten mir vergönnt gewesen, einen vorsichtigen Blick auf seine flüchtige Silhouette zu erhaschen.

An den Seiten der Serpentine, welche zu seinem erkorenen Schlupfwinkel leitete, hatte die unerbittliche Natur ihr Recht wieder eingefordert. Wild wachsende Bäume schossen ohne Halt hinauf, von Moos bedeckt die wuchtigen Stämme, und die mit toten Blättern behangenen Äste neigten sich wie ein Dach über den Kiesweg. Sie müssen ihn manches Mal vor einem plötzlichen Regenguss geschützt haben.

Den ersten Tag vermag ich nicht mehr zu bestimmen. Der folgende aber, an dem wir uns erstmals sprachen, fiel auf einen Freitag. Ich bin mir dessen so gewiss, weil an einem solchen meine Mutter entschlief. Das bukolische Kleinod, als welches unser damaliger Landsitz sich dem faszinierten Auge des Betrachters offenbarte, musste ihn angezogen haben.

So dachte ich. Jetzt aber weiß ich nichts mehr. Ich weiß auch nicht mehr, wie lange genau unsere ungewöhnliche Verbindung standhielt. Etwaige Brüche und Inkohärenzen in meiner Erzählung bitte ich daher zu verzeihen. Besser aber wäre noch, wenn nie daran Anstoß genommen würde, zumal meine Geschichte, die ja doch keine und nicht mehr ist als ein paar unkoordiniert erinnerte Fetzen, nicht gedacht ist, erzählt oder gelesen zu werden. Ich möchte, sofern es mir mein Zustand stetig innerer Unruhe denn gestattet, den Grund meiner Anwesenheit an diesem Ort, an welchem die Zeit still zu stehen schien, wo wir oder vielmehr er mich traf, als Aufhänger dieser verketteten Ereignisse nutzen. Vielleicht mag es mir ein wenig behilflich sein, wenn ich mich der einstigen physischen Umstände entsinne, in welchen zu jener Zeit ich mich befand.

Ich war von jüngster Kindheit an leidend gewesen. Dies äußerte sich in der unangenehmen Unfähigkeit, durchschlafen zu können, Tatsache die an sich nicht ungewöhnlich, geschweige denn krankhaft erscheinen mag, doch führte diese Insomnie regelmäßig zu anderen, weitreichenderen Krankheitsbildern. Ich war viel kleiner und schwächer gewesen als die übrigen Jungen meines Jahrgangs, und

noch nach Abschluss der Mittelstufe war ich knabenhafter, als mein um vier Jahre jüngerer Bruder.

Manche Tage litt ich an erdrückenden Atemschwierigkeiten, brachte meine Mutter zu verzweifelten Selbstvorwürfen, meinen Vater zu verständnislosen Ausrufen über meine nutzlose Existenz als erster Erbe der Familiengüter. Die Ärzte versorgten mich zwar mit teils angenehm süßlichen, teils ernüchternd bitteren Medizinen, und doch blieb das unbekannte Streben meines Körpers, dem Schlaf unerbittlich Paroli zu bieten, nicht zu überwinden. Irgendwann kamen Ärzte wie Eltern überein, dass weitere Kuren nicht zu dem gewünschten Ergebnis führen würden und man keine extraordinären Befunde aus meiner mysteriösen Krankheit ziehen würde- so dachten die Ärzte- und dass alle weiteren Versuche, diesen fremden Störfaktor aus meinem Körper zu bannen, zu kostspielig wären- so dachten meine Eltern. Und da die langen Sommerferien sich ankündigten, und besonders meine Mutter auf den erquicklichen Einfluss althergebrachter Heilmittel schwor, schickte man mich alleine auf unseren alten Landsitz zu einer "Atemwegskurierung", denn meine Mutter war sich über nichts sicherer als dass die reine Landluft mir selige Erschöpfung und geruhsame Träume verschaffen würde.

So verfrachtete man mich in einen halbleeren Zug, der sich über unzählige Dörfchen in der Einöde, deren Existenz mir bis dahin- zu Recht! - verborgen geblieben war, der ratternd mich in das verschlafene Städtchen M., wo unser weitläufiger Landsitz sich befand, geleitete.

Schon oft war ich dort gewesen, hatte mit meinem Bruder fröhliche Nachmittage beim Angeln verbracht oder war mit der Mutter an der Hand, gesittet an den Kornfeldern entlang spaziert, gut und artig sog ich voller Inbrunst die klare Landluft ein, wie mir aufgetragen. Während meine Mutter sich über den Erfolg dieser kurzen Stippvisiten in jener hermetisch abgeschirmten Welt ohne Industrieabgase und Motorenrauch sicher war, so packte mich jede Nacht eine unbeschreibliche Angst- ich konnte die Stille, welche die anderen Familienmitglieder an dem Gut und seiner Umgebung so schätzten, nicht ertragen. Diese Angst, so unwirklich sie mir des Tages auch erscheinen mochte, sie beschlich mich auch jetzt, gerade jetzt wo ich alleine den Weg zum Herrenhaus nahm, das zwar unseren Namen auf dem verrosteten Schild am Eisengitter des Eingangs trug, mir aber auch der alljährlichen Besuche zum Trotz, kalt und fremd erschien.

Unser Kutscher hatte mich vom Bahnhof abgeholt, die Straßen von M. waren zu klein, als dass ein Automobil auf ihnen Platz gefunden hätte. Auf dem Gut angekommen, empfingen mich die Dienstboten wie einen innigst herbeigesehnten Heimkehrer, man tischte mir köstliche Speisen auf, schenkte mir Lächeln und warme Worte, und zum ersten Mal sprach man mich nicht mit meinem Vornamen, wie üblich, sondern mit "junger Herr" an. Dass dieser plötzliche Wandel sich ohne äußeren Einfluss vollzogen haben wollte, glaubte ich kaum. Vielmehr war mir bewusst, dass nur meine Mutter, die gute, fürsorgliche Mutter, dafür Sorge getragen haben musste, sie war sich meiner mich peinigenden Ängste wohl gewahr geworden und hatte entsprechende Anordnungen gegeben, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Sie selbst hatte mit Vater und Bruder unsere Tante nach Karnak begleitet, wo sie sich die Ruinen der prachtvollen Pharaonenpaläste beschauen wollten. Mein Vater aber, die Integrität des Urlaubs durch meine kränkelnde Anwesenheit gefährdet sehend, fand es ihm nur gelegen, dass meine Mutter befürchtete, die Strapazen einer solchen Reise seien für mich nicht zumutbar.

Und so blieb ich alleine in M., vor mir sechs Wochen voll von ausgedehnten

Spaziergängen und schlaflosen Nächten, verkrochen unter den Daunnen. So dachte ich. Anfangs begleitete mich noch Elise, die Tochter unseres Verwalters, auf meinen Streifzügen durch die sommerliche Natur, da ich aber ihre Bemühungen um eine Hand voll gepflegter Konversation nicht erwiderte, blieben ihre Begleitungen aus, und ich war nicht unglücklich darüber. Wenngleich, des Nacht hätte ich schon sehr gerne eine Stimme in der eisigen Leere des Zimmers vernommen. Aber es sollte bald dazu kommen.

Wie ich bereits andeutete, mag diese unerwartete Rettung aus meinen stummen Qualen vielleicht auch in der ersten Woche meines Aufenthalts geschehen sein, ich spreche die Wahrheit, wenn ich beteuere, dass mir nichts gelegen ist daran, den genauen Zeitpunkt zu bestimmen. Doch weiß ich mit Recht, dass es eine lichte Mondnacht war, in der fahle Schimmer des Himmelskörpers graue Schatten auf seine hagere Gestalt zeichnete.

Ich sage hager, aber ich meine damit auch anmutig, hoch gewachsen und von edlen Zügen.

Wie ein Somnambule strich er gedankenversunken an den schlecht gestutzten Hecken unseres Gartens vorbei, dessen Pflanzenwuchs jeglicher Jahreszeit enthoben schien, denn auch wenn die Blumen, besonders die weißen und roten, so herrlich blühten wie auf den friedlichen Gemälden, die in unserem Esszimmer hingen, so warfen die knorrigen Bäume bereits ihren Blätterschmuck ab, und als seine Füße den Boden berührten, raschelte es unheimlich. Ich vermute, dass er zu dieser unnatürlichen Laune der Vegetation beitrug.

In jener Nacht war es mir erneut versagt geblieben, den Schlaf zu finden. Ich schwitzte, zusammengekrümmt unter meiner Decke, und da ich das schleichende Gefühl nicht loswurde, in dem leeren Raum zu ersticken vor Furcht, glitt ich aus dem Bett und trat ans Fenster. Hinter den schweren Vorhängen lugte ich hinaus und betrachtete mit einem Schaudern die unheimlichen Schatten auf dem Rasen, die andere als Gespenster gedeutet hätten. Leise, um die Aufmerksamkeit der anderen Bewohner des Hauses nicht auf mich zu ziehen, öffnete ich die Flügel des einzigen Fensters im Zimmer und reckte vorsichtig meinen Kopf nach draußen. Durch die Kühle der Nachtluft, die an meinen vor Furcht verklärten Sinnen kitzelte, vernahm ich ein gedämpftes Pfeifen.

Nicht so ein Pfeifen wie das des Gärtners, wenn er seinen Gesellen zu sich in den Schuppen berief, dass dieser ihm behilflich sei, und auch nicht das freche Pfeifen springender Melodien, die mein Bruder auf dem Heimweg zur Schule zum Besten gab, würde den zart klingenden Tönen, welche dem Mund dieses einzigartigen Wesens entwichen, als Vergleich gerecht werden.

Betört lauschte ich diesen ungewöhnlichen, aber weichen Klängen. Ich war mir zunächst nicht sicher, ob das Vernehmen dieser nächtlichen Musik nicht ein Truggespinnst meines ermatteten Körpers war, der zur Regeneration nicht finden durfte. Aber die düstere Silhouette, die sich unter den Arabesquen der Melodie grazil wand, wirkte so real auf mich, dass ich instinktiv zurückwich in der Befürchtung, diese sehr wohl lebendige Gestalt könne mich bei meinem versteckten Beobachten ertappen. Nicht lange zeigte sie sich meinen müden Augen, und genauso lautlos sie auch erschienen war, so still und ohne Vorwarnung verschwand sie in Nähe des von uns vergessenen und vernachlässigten Pavillons, dessen weiße Fassade zu bröckeln begonnen hatte, und den mein Vater schon lange hatte abreißen lassen wollen. Der verblassende Charme dieser Reminiszenz aus mir unbekannten Tagen, im nebligen Mondlicht wie ein kleines Mausoleum erscheinend, musste ihn angezogen haben.

Als er meinem Blick entschwunden war, verriegelte ich gewissenhaft das Fenster und schlurfte matt zu meinem Bett zurück, in dem ich zum ersten Mal seit Monaten, sofort nachdem ich die Augen geschlossen hatte, einschlief. Ich schlief bis in die frühen Mittagsstunden, ohne den Funken eines Alpdrückens. Am Tag selbst aber verschwendete ich keinen Gedanken an meine geheimnisvolle Begegnung. Natürlich verschwieg ich dieses Ereignis gegenüber den anderen Bewohnern des Hauses, was hätte ich ihnen denn schon erzählen können? Ich wusste ja selbst nicht, inwiefern dieses Erlebnis denn tatsächlich der Wahrheit entsprach, und ich hatte kein Interesse daran, dass meinen Eltern übermittelt würde, ich hätte Wahnvorstellungen.

Einige monoton verlaufende Tage müssen dieser verheißungsvollen Nacht gefolgt sein. Ich erinnere mich nicht mehr ihres Verlaufs, entsinne mich aber genau, dass ich unerklärlicherweise den Platz um den Pavillon mied.

Dann, es war wie gesagt an einem Freitag, erreichte uns eine erschütternde Nachricht. Aus dem Nachbarort, der über eine modernere Ausstattung verfügte als M., brachte der Postbote ein Telegramm, früh morgens aus Marseille eingetroffen, wo meine Familie die Tante zur weiteren Reise hatte einholen wollen. Mutter war, und es fällt mir heute noch schwer davon zu berichten, im Verlaufe eines tragischen Unfalls von uns gegangen. Im Telegramm stand, mangels vorhandenen Platzes, naturgemäß nichts über den Umstand ihres Todes. Später aber erfuhr ich, dass sie des Nachts an der Bucht, die an das Haus meiner Tante angrenzte, einen Spaziergang gemacht hatte. Weil sie auch nach Stunden nicht zurückgekehrt und man sich sorgte, wurden Suchtrupps ausgeschiedt, von denen einer meine Mutter, die Kleider durchnässt und das lockige Haar offen, im Morgengrauen am Strand gelegen fand. Man erkannte keine Spur von Gewaltanwendungen an ihr, und der Arzt stellte den Eintritt des Todes zu einer Stunde nach Mitternacht fest. Mein Vater, den ich fast bemitleidete, sagte natürlich die Reise ab und wollte Marseille nicht eher verlassen, bis die Umstände des Todes seiner Frau vollständig geklärt seien. Mein Bruder kam bei der Tante unter. Mich berief man nicht herbei.

Von diesem Tag an waren die Handlungen der Dienstboten mir gegenüber noch aufmerksamer. Man behandelte mich so vorsichtig, als läge ich im Sterben, war zuvorkommend wie nie. Die Köchin bereitete nur meine Leibspeisen zu, der Stallbursche bot mir Ausritte mit Vaters Rappen an, und der Verwalter schickte täglich Elise hinüber, dass sie mich tröste. Doch ich verstieß diese Geschenke, da sie mir in meinen bitteren Tränen geschmacklos erschienen. Ich schloss mich in meinem Zimmer ein und konnte drei Tage lang kein Auge mehr zu tun.

Am Abend des vierten Tages aber verließ ich mein Exil und setzte wieder einen Fuß vor die Tür. Ausgelaugt und gereizt, denn die endlosen Nächte ohne Ruhe und das unnötige Fasten hatten stark an meinem Körper gezehrt, streifte ich wie ein gehetztes Tier durch den Garten, die Gedanken voll gesogen von Erinnerungen an meine geliebte Mutter. Die übrigen Bewohner gewährten mir dieses selbst gewählte Martyrium, sie sprachen mich nicht auf mein Leid an und ließen mich in Frieden, vermutlich sendete ich unbewusst die nötigen Signale aus.

Zielloos irrte ich durch das Gewirr an Ästen und Büschen, bis meine Tränen versiegten. Vor der kleinen Schaukel, die der Gärtner für meinen Bruder und mich vor Jahren hatte aufgehängt, und die jetzt grauenhaft leblos wie eine aufgeknüpfte Leiche vom Baum herunterpendelte, hielt ich inne. Ich war, ohne es zu bemerken, in den hinteren Teil der parkähnlichen Anlage gegangen, auf dem Kiesweg zum Pavillon entlang, den ich bislang vermieden hatte.

Mitgenommen ließ ich mich auf die Schaukel fallen und vergrub mein vom Tränenfluss

ganz feuchtes Gesicht in den Händen.

Da verspürte ich, wie sich eine feste Hand auf meine Schultern niederließ, sanft, aber bestimmt, als wolle mich jemand von einer Dummheit abhalten, die im Begriff zu machen und von der ich sehr überzeugt war. Ich dachte, es müsse der Gärtner oder ein anderer der Dienstboten sein, der mich aufzumuntern suchte, und weil ich mich in meiner kindlichen Trauer nicht stören lassen wollte, presste ich trotzig mein Gesicht noch tiefer in die Handflächen und regte mich nicht.

Doch eine fremde, ganz und gar anders klingende Stimme rief nach mir:

"Sie auf zu mir, Dorian!"

Ich riss meine Augen auf, ohne jedoch mein Gesicht zu lichten. Dann, dem Aufruf zögerlich nachkommend, richtete ich mich auf.

Vor mir erhob sich die schlanke Gestalt des nächtlichen Spaziergängers. Er war von Kopf bis Fuß in schlichtes Schwarz gehüllt. Sein Beinkleid fiel in einem weiten Schlag über die ledernen Schuhe, und trotz der hohen Temperaturen trug er einen langen Pullover mit Rollkragen. Sein Haar, dicht und dunkel, ging ihm bis zu den Schultern. Der entschiedene Ton, der eine derartig elektrisierende Wirkung auf mich gehabt hatte, war einem Mund von solcher Röte entlockt worden, wie ich ihn noch nie zuvor erblicken durfte. Noch eigentümlicher aber fesselten mich seine eisblauen Augen, die von dunklen Ringen umrahmt in dem anämisch blassen Gesicht lagen wie funkelnde Lapislazuli. Er lächelte. Ich schauderte.

"Warum so schweigsam, Dorian?" fragte er freundlich, aber mit einem Anflug von Belustigung in der Stimme.

"Wer bist du?" hauchte ich entsetzt.

Er ließ seinen schlaksigen Körper näher treten und strich sich ein wenig fahrig eine Strähne hinter sein Ohr.

"Ein Freund." antwortete er einsilbig und sah zum Himmel hinauf, der sich stetig verfinstert hatte. "Es wird bald Nacht." setzte er hinzu.

Ich, die Fassung wieder erlangt und erbost über diese dreiste Störung meiner Trauer, sprang von der Schaukel und rief lautstark, mit zusammen gekniffenen Lidern in seine einen ganzen Kopf höher liegenden Augen blickend: "Was hast du hier zu suchen? Dies ist Privatgelände!"

Spöttisch sah er zu mir hinab. Dann, ohne sich meiner Worte zu scheren, strich er mir sachte, amüsierenden Blickes, über die Wange. Unwillkürlich stockte mir der Atem. Ich konnte nichts tun.

"Du bist so müde, Dorian. Willst du nicht etwas schlafen?"

Mein Körper gehorchte mir nicht mehr. Ich wollte schreien, mich von ihm loskämpfen, ihn für diese Demütigung, als welche ich seine unverblümete Berührung empfand, bestrafen. Stattdessen nickte ich benommen. Er legte seine Arme um mich und führte mich langsam auf den Kiesweg. Dort ließ er mich los und flüsterte, dass ich eine Gänsehaut bekam: "Geh nun schlafen. Wenn du gestärkt bist, wollen wir reden." Er zwinkerte mir zu, und schritt die entgegen gesetzte Richtung entlang.

Ich weiß nicht mehr genau, wie ich zu meinem Zimmer kam. Doch eingebrannt bleibt mir meine unendliche Erschöpfung, mit der ich mich in die Kissen warf. Auch war mein Geist zu benebelt, als dass ich noch länger über diese geheimnisvolle Begegnung hätte nachdenken wollen. Aber eines beschäftigte mich, seltsamerweise noch mehr als seine bloße, unerklärliche Anwesenheit in unserem Garten: Woher wusste der Fremde meinen Namen, der ihm anscheinend so gefiel, da er ihn so häufig in den Mund nahm?

Ohne die kleinste Unterbrechung schlief ich traumlos bis zum nächsten Nachmittag.

Niemand im Hause wagte mich zu wecken. Ich konnte es am strahlenden Lächeln des Hausmädchens, die mir am folgenden Tag ein fürstliches Frühstück ans Bett brachte, genauestens ablesen, wie erleichtert alle ob der innig herbeigesehnten Besserung meines Zustands waren. Ich vertilgte das Frühstück, als sei es meine erste Mahlzeit seit Tagen gewesen- und um genau zu sein, war es dies ja auch- und machte mich satt und zufrieden auf, den Fremden im Garten wieder aufzuspüren. Ich war, jetzt wieder voll bei Sinnen und aller Fähigkeiten bemächtigt, neugierig auf seine Herkunft und wollte ihn zur Rede stellen. War es Zufall, dass seine Worte mir den erlösenden Schlaf heraufbeschworen hatten?

Darauf bedacht, dass niemand mir folgte, schlich ich unter dem Vorwand eines erneuten Spaziergangs in den hinteren Garten. Wie in der Nacht zuvor hing die Schaukel einsam an der Eiche vor dem Pavillon, aber im grellen Licht des Tages wirkte sie viel harmloser, ja geradezu banal. Aus dem Pavillon drang kein Laut. Ich lugte hinein, fand aber keine Anzeichen, dass der Mann sich dort aufhielt. Unschlüssig setzte ich mich auf die Schaukel, in der Hoffnung, ein Nachstellen derselben Situation würde ihn hervorlocken, doch er zeigte sich nicht. Enttäuscht machte ich mich wieder auf den Weg ins Haus, ließ mich sogar von Elise zu einer Partie Schach überreden, ohne aber den unheimlichen Fremden aus meinen Gedanken vertreiben zu können. Ich beschloss, abends erneut den Pavillon aufzusuchen, um ihn zur Rede zu stellen. Doch der Schlaf spielte mir einen Streich. So wie er jahrelang einen Bogen um mich gemacht hatte, so wurde er jetzt von mir angezogen, als seien wir zwei gegensätzliche Pole.

Ich schaffte es nicht einmal in mein Zimmer und musste noch während des Spiels mit der Verwaltertochter eingeschlafen sein, denn später ließ sie einige verbissene Kommentare über meine mangelnde Aufmerksamkeit den Frauen gegenüber fallen. Jemand hatte mich wohl in mein Bett getragen und mich zugedeckt, denn als ich ihn an meiner Bettkante sitzen sah, steckte ich bis zur Nase in den weißen Daunen.

Wie durch einen Schleier erblickte ich sein schmales Gesicht, das mich betrachtete und doch nicht wirklich ansah. Ich wollte schreien, vermochte es aber nicht.

Da lächelte er wieder, entblößte eine Reihe spitzer Zähne. Ohne zu Zögern schlug er die Decke zurück, und ein kühler Windzug, der von meinem Fenster herwehte, das ich erst jetzt als offen bemerkte, ließ mich frösteln. Doch erweckte mich die frische Luft etwas, und ich beeilte mich, einigermaßen Herr meiner Selbst zu werden. Ich setzte mich auf, brachte aber vor Schreck keinen Ton über die Lippen, zumal ich nicht sicher war, ob es sich nicht doch um einen Traum handelte, in dem ich mich befand.

Der Mann, seine Augen zuvor noch wie in sich gekehrt, schenkte mir jetzt einen freundlicheren Blick. Fast belustigt streifte er mich, der noch in Tageskleidung auf dem Bett saß und ihn mit offenem Mund anstarrte, als sei ich retardiert.

"Wie alt bist du, Dorian?" fragte er in einem ruhigen, beinahe zärtlichen Ton, als seien wir uns seit Jahren bekannt.

"Sechzehn." brachte ich mühsam hervor.

Er nickte, wie jemand dem eine unerhörte Erkenntnis unterbreitet wurde. Dann hob er seinen rechten Arm und führte ihn zu meinem Gesicht. Als seine Fingerspitzen meine zitternde Haut berührten, ließ er ihn wieder unvermittelt fallen.

"Du brauchst dich nicht zu fürchten." sprach er. "Ich will dir nichts Böses."

Ich aber, immer noch von lähmender Angst ergriffen, krallte meine Finger in die weiße Decke.

"Was suchst du bei mir?" krächzte ich heiser, die Stimme belegt vor Müdigkeit und Furcht.

Er machte keine Anstalten zu antworten. Schließlich sah er sich kurz in meinem Zimmer um und stand lautlos auf.

"Hier könnte uns jemand stören. Ich möchte in Ruhe mit dir reden können." sagte er im Ton eines Aufbrechenden und wand sich gen Fenster.

"Warte!" rief ich erstickt und schlug mir dann hastig die Hand vor den Mund. Was war denn nur in mich gefahren, ich wusste selbst nicht mehr, was ich tat. Dieser Mann hatte sich unerlaubt in mein Zimmer geschlichen, verkehrte mit mir, als gehöre er zur Familie, und anstatt Hilfe zu rufen oder ihn zu verjagen, forderte ich ihn auf zu bleiben.

Er blickte mir unvermittelt in die Augen.

Zaghaft, den Blick etwas gesenkt, erhob ich meine leise Stimme.

"Wie... wie heißt du?"

Überrascht hob er eine Augenbraue. Der Mann näherte sich mir wieder, auf den Lippen immer noch ein undefinierbares Lächeln.

"Es ist nicht wichtig." Er drückte sanft eine Hand auf meine Brust, bedeutete mich hinzulegen. Ich gehorchte ihm ohne Widerspruch. Er deckte mich sacht zu. Während er mir mit seinen langen Finger die schweren Lider schloss, hörte ich ihn sagen: "Komm morgen zur Dämmerung an unseren Treffpunkt. Dort werde ich dir etwas erzählen."

Dann weiß ich nichts mehr.

An diesem Morgen wurde ich vom Hausmädchen geweckt, was noch nie vorgekommen war. Sie stellte das Frühstückstablett neben mein Bett und berichtete vergnügt von einem geplanten Ausflug des Verwalters an den Bergsee, der einige Kilometer von unserem Anwesen entfernt lag und den ich noch aus der Kindheit als die größtmögliche Schwimmgelegenheit in Erinnerung behalten hatte. Ich war natürlich eingeladen worden, ihn und seine Tochter zu begleiten. Immer noch wie in Trance, trug ich der jungen Frau auf, meine Einwilligung zu übermitteln. Sie war beglückt und machte mir ein unerwartetes Kompliment über meine neue Frisur, das Angesichts meines zerzausten Haars etwas bemüht erschien. Doch zumindest schien keiner meinen nächtlichen Besuch bemerkt zu haben.

Es liegt nah, dass mich ein Ausflug mit dem verkrampften Verwalter und seiner sich mir anbietenden Tochter nicht unbedingt so reizte, wie ich es dem Hausmädchen zu verstehen gegeben hatte. Andererseits war ich mir bewusst, dass die Wartezeit auf den Eintritt der Dämmerung ohne Ablenkung unerträglich lang werden würde. Schon jetzt wurde ich nervös bei dem Gedanken, dass es noch etwa zehn Stunden an diesem Sommertag brauchen würde, bis es soweit war- und ich verspürte einen unerklärlichen Drang, diesen Menschen wieder zu sehen. Und nicht nur die versprochene Aufklärung über seine Anwesenheit trug zu dieser Aufregung bei.

Der Tag verlief wie erwartet. Während der mürrische Alte uns in seiner Droschke zum See fuhr und dort die restliche Zeit mit Rauchen und Schlafen zubrachte, war ich dazu verurteilt, den trivialen Monologen des jungen Mädchens zu lauschen, die mir wild gestikulierend ihre ereignislosen Backfischerlebnisse aus der Schule aufdrängte und sich mir bei jeder Gelegenheit an den Hals warf. Ich beschloss, nicht schwimmen zu gehen, da dies bedeuten würde, ihrer unerbittlichen Anwesenheit für diesen Nachmittag nie wieder ausweichen zu können, täuschte eine plötzliche Müdigkeit vor und bat, mich zurückzufahren. Der Verwalter knurrte nur und tat wie ihm aufgetragen- ich war noch immer der einzige anwesende Repräsentant unserer Familie und damit eine Respektperson- während Elise enttäuscht neben mir auf dem Sitz die Beine baumeln ließ und mich beleidigt, nachdem ich ihr ausdrücklich dargelegt hatte, dass ich ihre Hilfe nicht wünschte und die Ruhe meines Zimmers

vorzog, seit diesem kurzen Ausflug keines Blickes mehr würdigte. Ich war erleichtert und verjagte die Stunden mit der Lektüre eines Buches, auf das ich mich aber beim besten Willen nicht konzentrieren konnte. Zu aufgeregt war ich ob des baldigen Treffens.

Würde ich einer nur einigermaßen rasonablen Person heute diesen Abschnitt meines Lebens erzählen, sie würde sich verständnislos fragen, weswegen ich nicht sofort Erklärungen von dem Mann gefordert hatte, was seine Herkunft und den Grund seines Besuchs betraf, warum ich nicht die anderen Bewohner alarmierte und ihn spätestens nach dem unerlaubten Auftreten in meinem Zimmer nicht festnehmen ließ. Man würde mich einen Tölpel schelten. Doch wäre man an meiner Stelle gewesen- ich kenne kein menschliches Wesen, das nicht so gehandelt hätte. Gäbe es eins, so wäre dies ein Mensch ohne Träume und Sehnsüchte.

Es wurde Abend. Hastig nahm ich mein Essen ein und schlenderte dann, immer auf der Hut, dass niemand mir folgen würde, wieder zu der Schaukel, als welche ich "unseren Treffpunkt", wie der Mann mir gesagt hatte, deutete.

Meine Wangen müssen geglüht haben vor Vorfreude auf etwas, dass ich doch nicht bestimmen konnte. Ich hielt mich an den rauen Stricken, an denen die Schaukel hing, mit aller Kraft fest, um ihm nicht zitternd zu begegnen. Stattdessen wollte ich ihm beweisen, dass ich durchaus nicht ängstlich war, wie er mir unterstellt hatte. Doch blieb dieses scheinbare Selbstbewusstsein nur eine aufgesetzte Maske. Es brach in dem Moment zusammen, als ich die mir nun schon wohlbekannte Hand auf meinem Rücken spürte. Ich drehte mich blitzartig um. Wieder einmal hatte er es geschafft sich anzuschleichen, ohne dass ich zu bestimmen wusste, von wo aus er gekommen war. Schnell versuchte ich, ihm nicht durch aufgerissene Augen und offenen Mund meine Überraschung zu demonstrieren. Er hingegen wirkte wie immer gelassen, fast etwas gelangweilt. Als ich mich so abrupt umgewand hatte, war seine Hand zurückgezuckt und fuhr ihm jetzt in langsamer Geste durch das Haar. Ich musterte ihn. Er sah aus wie immer. Nichts an der Kleidung hatte sich verändert. Auch sein Lächeln war vorhanden, es betörte mich im Zusammenspiel mit dem kalten Funkeln seiner Augen. Er öffnete den Mund.

"Dorian, weißt du, warum ich hier bin?" Interessiert blickte er mich an. Ich schüttelte den Kopf, die Lippen aufeinander gepresst. Wieso war es mir nicht möglich, ihm Kontra zu geben? Er musste von mir denken, ich sei zurückgeblieben, so debil wie ich mich ihm gegenüber verhielt. Aber sein Lächeln lähmte meine Glieder. Ich schluckte. Er achtete meiner nicht und setzte sich auf die Schaukel, deren Scharniere zu quietschen begannen. Etwas verloren wirkte sein Gesichtsausdruck, der zwischen meiner schwächtigen Gestalt und dem düsteren Farbenspiel des Abendhimmels schwankte. Schließlich fing er meinen Blick auf und sprach: "Hast du einen sehnlichen Wunsch?"

Ich wusste nicht, was ich erwidern sollte. Er setzte den bittersüßen Tonfall seiner Stimme nur sporadisch ein, und wenn er es tat, dann wählte er seine prägnanten Sätze mit Bedacht. Ich spürte, wie ich wankte. Einen Wunsch? Er sah mich an, seine Augen fordernd. Vorsichtig antwortete ich ihm.

"Ich... der Schlaf. Ich schaffe es nicht..." Ich brach ab, beschämt. Diesen Mann, ich kannte ihn gar nicht! Ihm sollte ich meinen einzigen, brennenden Wunsch erzählen? Was würde es ihm nützen? Und vor allem, was würde es mir nützen? Ich war kurz davor, mein Gesicht zu verlieren, war ich doch nicht stolz über das Makel, das mir anhaftete. Was sollte er von mir denken, er, der so ohne Fehler schien?

"Sprich weiter, Dorian.", waren seine Worte, seine Augen ließen nicht von mir ab. Ich

ballte meine Hände zu einer Faust. Etwas kräftiger sagte ich in die anbrechende Nacht hinaus:

"Ich möchte schlafen können, so wie die anderen es tun. Ich wünsche mir geruhsame Nächte ohne erschreckende Träume. Ich möchte einfach nur schlafen dürfen." Als ich dies herausgebracht hatte, spürte ich, wie es mir Erleichterung verschaffte. Hoffnungsvoll betrachtete ich den Mann, der von seiner Position nicht gewichen war, wie eingefroren saß er auf der kleinen Schaukel und ließ sich von der zarten Brise treiben, die seine Haare durchfuhr.

Ganz unerwartet stand er auf. "Gut", sprach er, "nun kann ich mir sicher sein." Er schien wieder gehen zu wollen. Erschrocken taute ich auf und hastete ihm hinterher. "Wohin gehst du?" fragte ich, wie nach Erlösung flehend. Er beugte sich zu mir herab, seine Lippen berührten meine Stirn, wie der Morgentau, der auf die Wiesen fiel. Ich erstarrte.

"Morgen wirst du es wissen. Gute Nacht, Dorian."

Diesen Abend schaffte ich es nicht einmal mehr, zum Haus zurück zu kehren. Man fand mich zusammengesackt auf der alten Schaukel, der Wind trieb mich vor und zurück, und der Gärtner meinte, ich hätte einen seligen Ausdruck auf den Lippen gehabt, wie ein Säugling, der an der Mutterbrust schläft.

In der Nacht wurde ich von grässlichen Träumen heimgesucht. Sie waren so grell und stachen sich tief in die Gewinde meines Gehirns ein, dass von Träumen kaum mehr die Rede sein konnte, es waren vielmehr Visionen, denn wie eine Offenbarung kamen sie mir vor, und sie legten mir Dinge dar, deren Wahrheitsgehalt ich im wachen Zustand nie zu glauben gewagt hätte, die mir außerdem zuwider waren, von denen ich am Liebsten nichts gewusst hätte. Aber der Schlaf ist trügerisch und unerbittlich.

Zuerst war es so, als durchlebte ich, wenn man es so sagen kann, den wunderbarsten Traum meines Lebens. Ich saß wieder auf der Schaukel hinter dem Haus, es war ein frischer, blühender Sommertag, und ich konnte so frei die blumige Luft atmen wie nie zuvor. Neben mir vernahm ich wieder die leise Melodie, die von der Gestalt gepfiffen wurde, welche neben mir stand, die Melodie, die das Kommen des geheimnisumwobenen Mannes angekündigt hatte. Er hielt sich an den abgenutzten Seilen fest, die der Schaukel Halt am Baum verliehen, und lächelte mich freudig an. Ich erwiderte sein Lächeln mit glänzenden Augen, und er beugte sich über mich, seine Lippen küssten sacht meine Stirn, wie er es am Abend zuvor ja wirklich getan hatte. Er murmelte: "Sieh genau hin, Dorian." Dann wurde es schwarz, ich spürte eine große Hitze, und verschwommen kamen vor meinem inneren Auge die Bilder einer schwarzen Küste auf, ein tosendes Meer spritzte Gischt auf die klaffenden Felsen, die eine kleine Bucht umragten. Am Rande dieser Bucht stand eine zerbrechlich wirkende Frauengestalt mit wehendem Haar, sie war leicht bekleidet mit einem weißen Sommerrock und einer dünnen Bluse, die sich durch die starken Böen aufbauschte, und ihre Füßen waren nackt. Ich versuchte, zu ihr zu gelangen, der Wind drückte mich immer weiter nach hinten, doch je näher ich ihr kam, auch wenn es nur winzige Schritte waren, desto deutlicher konnte ich in ihr Gesicht blicken, und mir stockte der Atem: Es war meine eigene Mutter, die dort mit verklärtem Blick inmitten des tosenden Windes, der sich zu einem Sturm geballt hatte, auf das Meer zuging. Sie schien mich nicht zu bemerken. Ich rief ihren Namen, schrie gegen die Mauer des Sturmes an, doch wurde zurückgepresst. Die Wellen klatschten auf das dunkle Meer. Plötzlich stieg aus dem dunklen Gewässer, anmutig und grazil, eine Gestalt heraus, sie hatte die Arme empor gestreckt und säuselte: "Komm, komm!"

Wieder war ich unfähig, ein Wort herauszubringen. Ich erkannte die feinen Züge des

Mannes, der mich im Garten besucht hatte, er war jetzt in weiten, schwarzen Stoff gehüllt, der wie eine Robe um ihn flatterte. Ich war von Furcht ergriffen, wollte zu meiner Mutter gelangen, sie warnen, sie zurückziehen, doch die seltsame Szenerie verwischte wieder vor meinen Augen. Was ich als letztes sah, war der Körper meiner Mutter, wie er in den Fluten untertauchte, und das Gesicht des Mannes, dessen Lächeln mich jetzt nicht mehr mit Freuden erfüllte, sondern das einer grausamen Bestie war, die Blut geleckt und ein wehrloses Opfer in die Klauen bekommen hatte. Ich wollte schreien, doch es gelang mir nicht. Der Schlaf hielt mich fest. Dann, nach einer endlosen Dunkelheit, sah ich ein helles Licht auf mich zukommen. Es hüllte mich ein, blendete meine Sicht. Als ich zaghaft die Augen öffnete, sah ich den Mann wieder vor mir. Er kam mir blasser als sonst vor. Hinter ihm schwebten gesichtslose Körper, sie drifteten hinab in die Dunkelheit, die sich hinter ihm öffnete wie ein gieriges Maul. Er sprach zu mir, mir war, als hallten seine Worte überall nach: "Es ist für jeden einmal Zeit, Dorian. Es ist für jeden einmal Zeit..." Er wiederholte unablässig sein Mantra, und mir wurde auf einmal übel, ich drehte mich ziellos in meinem Bett umher, und da ich mich aus dem Traum losreißen konnte, wachte ich keuchend, in Schweiß gebadet, in meinem Bett auf. Ich verschwendete keine Sekunde. Woher auch immer ich es wusste, womöglich war wieder er es, der mich rief, jedenfalls hastete ich aus dem Zimmer, durch das stille Haus in den Garten hinein, der von der Nacht und dem Zirpen der Grillen durchflutet war.

Diesmal war er es, der mich auf der Schaukel erwartete. Er wirkte nicht mehr abwesend wie sonst. Seine Augen ruhten fest auf mir, der schnellen Schrittes auf ihn zukam, wutschnaubend war ich bereit, mich auf ihn zu werfen. Als hätte er dies kommen sehen, was zweifelsohne der Fall war, sprang er von der Schaukel hinab und packte mich an meinen Schultern. Wie Schraubstöcke fuhren seine Finger in meine Haut. Ich sah zu ihm auf, das Gesicht wutverzerrt, wollte ihn schlagen, treten, zerstören, doch er schien sich in keinsten Weise an meinem Zorn zu stören. Seine Finger bohrten sich tiefer in meine Schultern, ich musste mir auf die Zunge beißen, um nicht zu schreien. Dann gab ich auf.

Schluchzend, vor Scham den Blick gesenkt, stammelte ich: "Du... du hast sie getötet, nicht wahr?"

Er verzog keine Miene. Ich ließ meine Tränen hemmungslos weiterlaufen. "Warum nur?" schrie ich wutentbrannt, und dabei war es mir egal, ob uns jemand hörte oder nicht.

Er lockerte seinen Griff und zog mich zu sich heran, ich ließ es apathisch mit mir geschehen. "Nein", sagte er leise, beschwichtigend, "ich habe sie nicht getötet. Die Zeit war reif, verstehst du?" Ich gab keinen Ton von mir. Vorsichtig hob ich den Kopf. Er wirkte betrübt, aber auch verschlossener als sonst. Auf einmal lief es mir kalt den Rücken hinab.

"Du... bist du...?" Ich brachte kein Wort mehr hervor, der schiere Gedanke an seine wahre Identität lähmte mich.

Er begnügte sich mit einem wortlosen Nicken.

Ich spürte, wie mir mein ganzes Blut aus den Adern schwand. Mir wurde so kalt wie noch nie.

"Willst du mich...mich mitnehmen?" fragte ich erstickt. Er seufzte tief. Mit seiner weißen Hand streichelte er mir über den Kopf.

"Wie gerne würde ich, Dorian. Aber es geht nicht. Du musst noch hier bleiben." Ich wusste nicht, was ich erwidern sollte. Doch er übernahm wieder das Wort.

"Erinnerst du dich an deinen Wunsch?" Ich bejahte mit dem Kopf. "Gut." sagte er.

"Aber dir ist klar, dass du dafür zahlen musst?" Wieder fuhr es mir kalt durch alle Glieder.

Er lachte matt und hob mein Kinn, so dass ich gezwungen war, ihm standzuhalten.

"Willst du...etwa meine Seele?" stotterte ich hilflos. Wieder lachte er, jetzt etwas befreiter. Ich meine sogar, dass er mich liebevoll betrachtete, als er Antwort gab.

"Dummer Junge." schalt er mich zärtlich. "Weißt du denn überhaupt, was eine Seele ist? Nein, was ich von dir verlangen kann, das musst du gut kennen." Ich verstand nun nichts mehr.

Er neigte sich zu mir herab. Ich konnte seinen warmen Atem auf meinen Wangen spüren.

Eine umwerfende Hitze strömte in meinen Körper, ließ mich schweben. Er setzte seine Lippen auf meine und raubte mir einen Kuss. Ich war wieder unfähig zu reagieren. Mir war so wohl zumute und ich fühlte mich geborgen, als würde man mich auf Flügeln in den Himmel leiten. Ich wünschte nichts sehnlicheres, als dass der Moment nie endete. Doch er ließ meine Lippen so unverhofft wieder los, wie er sie in Beschlag genommen hatte. Ich seufzte unverhohlen. Er sah traurig aus. Ein letztes Mal fuhr er mir über die Wangen. Der Wind trug sein Flüstern fort.

"Versuche nie, mich auf gewaltsame Weise wieder zu sehen!" mahnte er. Ich blieb stehen, wie fest geeist. Ich konnte fühlen, dass auch ihm es schwer fiel, sich los zu reißen. "Auf Bald, Dorian." sagte er noch. Dann war er verschwunden.

Nichts Weiteres von Interesse wüsste ich über die Zeit danach noch zu sagen. Wie leicht zu schließen ist, schlief ich seit dem Tag wie jeder andere auch, und selbst der kleinste Alptraum blieb mir versagt. Ich lebte ein Leben in geordneten Bahnen- doch innerlich bin ich aufgewühlter denn je, und ein Chaos regiert in mir.

Ich hätte ihm meine Seele verkauft, wenn ich denn gewusst hätte wie, ja, wenn meine Mutter noch gelebt hätte, so hätte ich auch sie im Rückblick lieber hergegeben als das, was er von mir nahm, ohne dass ich es wusste.

Er nahm mir meine erste und einzige, schmerzhaft, zerstörerische Liebe. Vielmehr nahm er sie mir nicht, er gab sie mir. Seit diesem Augenblick verzehre ich mich nach ihm. Ich sehe seine schwarzen Augen in jeder funkelnden Sternennacht, ich höre sein leises Lachen im seichten Wind, der durch die Baumwipfel zieht, ich würde töten, um noch einmal von ihm berührt zu werden. Das unerträglichste aber ist, dass ich es nicht auf eigenem Wege schaffen werde, zu ihm zu gelangen. Er hat mich gewarnt. Aber er, der mein Leben von allem Dunklen reinigen sollte, den ich erhofft hatte, mein Retter zu sein- er hat mich in die unendlichste Dunkelheit geworfen, die man sich nur vorstellen kann, und nur die immer noch brennende Erinnerung an seinen Kuss ist es, die mich am Leben hält.